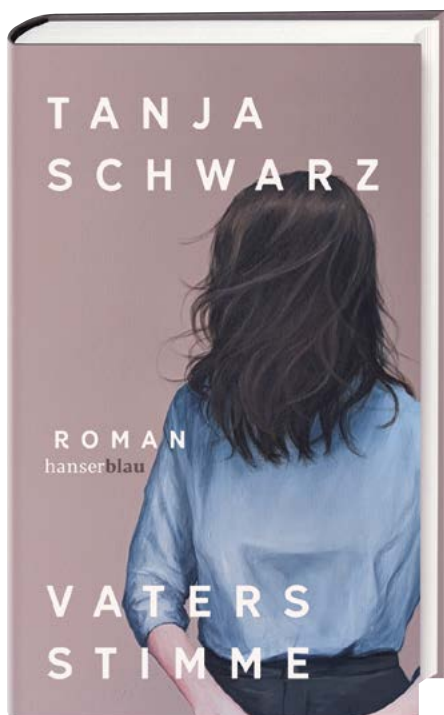


Leseprobe aus:
Tanja Schwarz
Vaters Stimme



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

hanser**blau**

TANJA
SCHWARZ

VATERS
STIMME

Roman

hanserblau

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27389-4

© 2023 hanseblau in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co. KG, München

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motiv: »so ist es nun mal« © Karoline Kroiß
Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Meinem Bruder

l.

Wenn ich Ron abends in der Küche mit seiner Tochter sprechen hörte, war seine Bassstimme mehr zu spüren als zu hören, ein Mitschwingen der schweren Dielen und Fundamente, das ich im Nebenzimmer sitzend an den Fußsohlen spürte.

Ich stellte mir dann vor, ich selbst hätte nach einem Schultag im Gymnasium ein solches Bad in tiefen Tönen nehmen können. Als Generalbass für mein schwankendes Selbst wäre diese Stimme allem unterlegt gewesen, was ich tat und dachte. Vielleicht wäre ich eine andere geworden, hätte ich einen Vater gehabt, einen mit einer Stimme wie Ron.

Verstohlen funkelte ich Lara an, wenn ich die Küchentür öffnete und in das Gespräch hineinplatzte, um mir etwas aus dem Kühlschrank zu holen. Sie blickten gemeinsam zurück, der Vater und seine Tochter, aufeinander eingestimmt, die Dissonanz, das eingeworfene Riff verkörperte ich.

Ich lebe nicht mehr dort. Dennoch denke ich regelmäßig an diese Szene, wenn ich auf dem Teppich am bodentiefen Fenster liege, das auf die Elbe und den Baakenhafen sieht, und mich in meinem Alleinsein wälze.

Ich habe Lenny bei Ron zurückgelassen. Dieser Umstand erzeugt in mir ein Geräusch des Berstens und Reißens wie bei einer starken Überdehnung, wahrscheinlich bricht mein Herz in einer ins Endlose gestreckten Zeitlupe.

Mir wird bewusst, dass das Vorbeifahren eines Schiffes, weit unter mir vor dem schallgedämpften Fenster, das Rollen

der Schiffsmotoren im schweren Wasser, eine körperliche Empfindung ähnlich der von Rons Stimme in mir erzeugt.

Die Wohnung in der Überseeallee ist einerseits genauso, wie ich sie mir vorgestellt habe: vor dem Fenster die Helligkeit, das Farbspektrum aus Blau und Grau, der Himmel, das Wasser, die Lichtreflexe auf den gewölbten Bullaugen der Elbphilharmonie, in glitzernder Korrespondenz mit den Wellen.

Es gibt aber auch die Ödnis am Grund der Straßenschluchten, die lähmende Kälte, die vom dunklen Wasser aufsteigt und die Mauern emporkriecht. Auf dem Boulevard ist kaum ein Mensch zu sehen, es gibt nur vom Wind leer gefegte Schneisen, die man frierend durchheilt, und ein paar verstreute Touristen.

Wenn Lenny an jedem zweiten Wochenende bei mir ist, aalt er sich vor den Fenstern auf dem Teppich, der auf dem von der Fußbodenheizung erwärmten Estrichboden liegt, und beobachtet die vorbeiziehenden Schiffe, die Baggerarbeiten im Baakenhafen, das Beladen der weiß-gelben Frachter mit Autos, die winzig wie Ameiseneier scheinen, am anderen Ufer. Schon beim Kauf dieses Teppichs habe ich mir ausgemalt, es käme genauso, Lenny wäre bei mir und wir lägen gemeinsam dort wie zwei Katzen.

In Wahrheit bleibt die Fußbodenheizung die meiste Zeit ausgeschaltet, kommt Lenny nicht am vereinbarten Tag, weil er krank ist oder zu einer Übernachtungsparty eingeladen. Auch gelingt es mir nicht immer, den Zweiwochenrhythmus einzuhalten, weil ich unterwegs bin. Dann stelle ich Tauschanträge bei Ron, auf die er sich selten einlässt. Ihm ist es recht, wenn ich mich ins eigene Fleisch schneide. Ich sehe Lenny oft nur einmal im Monat.

Mit der frei gewordenen Zeit kann ich meist nichts anderes anfangen, als ohne ihn auf dem Teppich zu liegen, dann aber sehe ich nichts von den Schiffen und Lichtern, starr liege ich da, und alles bleibt schal.

Wenn ich auf Lenny warte, gehe ich die Gegenstände in meiner Wohnung durch. Zuweilen öffne ich die Schiebetüren des Einbauschranks und begutachte das Inventar. Ich verstehe mein neues Leben, auch wenn ich oft leide, besser als das mit Ron.

So auch an diesem Freitagabend. Lenny liege mit einer Mandelentzündung im Bett, schreibt Ron in seiner Nachricht, und könne nicht mit mir telefonieren.

Ich habe nach der Trennung nicht allein mit Lenny bleiben wollen. Um seinetwillen wollte ich verhindern, dass er ohne Vater aufwächst. Manchmal quält mich der Gedanke, dass Ron um Lenny nicht in gleicher Weise gekämpft hätte wie damals mit seiner ersten Frau um Lara. Ich habe es nicht darauf ankommen lassen.

Der Job, die Wohnung, der Teppich am Fenster auf den Kehrwieder hinaus: Eins hat sich zum anderen gefügt, alles zusammen ergibt ein Bild, es schien mir unter den gegebenen Umständen als das beste.

Der Arbeitsdruck presst mich in meine Businessgarderobe, die mir wieder passt, die Blazer und Hosen sind Panzer für mein weiches, pulsierendes Inneres.

Auf dem Tischchen, das aus einem einzigen, in einem unbegreiflichen Verfahren geformten Teil besteht und aussieht, als ob es kniete, surrt mein Telefon. In einer umständlichen Bewegung greife ich danach.

Etwas mit meiner Mutter, am entgegengesetzten Ende der Republik. Wie immer in den letzten Jahren, wenn die

Nachrichten bedrückend werden, höre ich das Blut in meinen Ohren rauschen. Ich habe Mühe, der Stimme der Krankenschwester zu folgen.

Wie lange ich weiter bewegungslos auf dem Teppich liege, bis das Telefon wieder vibriert, registriere ich nicht.

Das Telefonat mit der Leiterin meines Teilprojekts. Meine eigene Stimme höre ich wie aus einem Radio, das im Nebenzimmer läuft und mich stört.

Tief unten im Grund spüre ich die Stöße der mächtigen Gerätschaft, die den U-Bahn-Tunnel unter dem Fluss vorantreibt.

»Ist das Hotel so schick wie das in Lausanne?«

Meine Freundin Sidonie stellt sich mein nomadisches Dasein als nie endendes Abenteuer vor. Ich liege auf dem Doppelbett, vierhundert Kilometer von Lenny, fünfhundert von meiner Mutter entfernt und habe Sidonies Stimme auf Laut gestellt.

»Nicht ganz.«

Wir tauschen einige Belanglosigkeiten aus.

»Was macht Lenny?«, fragt Sidonie.

»Er wird größer. Ich vermisse ihn.«

Ich höre meine eigene Stimme, als wäre ich unter Wasser.

»Hat er die Haare noch so lang?«

Ich weiß so etwas nicht, habe ihn zuletzt vor Wochen gesehen, will ich blaffen. Ich habe es im vollen Bewusstsein aufgegeben, so etwas über mein Kind zu wissen.

»Ich werde es an seinem Profilbild sehen.«

Nachdem Sidonie aufgelegt hat, ziehe ich meine Sport Sachen über – eine zugleich tierhafte und technoide Zweit-

haut, in der ich mich beweglich und unverwundbar fühle, zusammen mit den federnden Schuhen –, durchquere die nach Teppichboden muffende Zimmerflucht und renne hinaus.

Lenny ist bei mir. Er hat keinen Hunger, will sich nicht setzen. In den Arm nehmen lassen auch nicht. Das Wiedersehen ist ein Moment, in dem sich widerstreitende Gefühle zusammenballen. Das Vermissen erzeugt etwas Eigenes, es verwandelt sich, wenn es nachlässt, nicht ausschließlich in Wiedersehensfreude. Ich spüre, wie Lenny mich beäugt, als wollte er sich nicht verschenken, erst einmal abwarten, was ich ihm anbiete. Er steht im Flur, in einer mir noch nicht bekannten Jacke, die mir missfällt, sie sendet eine modische Botschaft aus, zu aufdringlich für ein noch unausgeprägtes Kind, mein Kind.

Warum steht er immer noch so verstockt herum? Ich spüre eine Ungeduld aufsteigen, die zu unterdrücken mir schwerfällt.

»Wolltest du heute nicht herkommen?«

Lenny zuckt kaum merklich mit den Schultern.

»Hättest du lieber etwas anderes gemacht? Mit einem Freund?«

Er reagiert gar nicht mehr, sieht nur geradeaus, seine dichten, gebogenen Wimpern blinzeln kein einziges Mal.

»Mit Ron? – Lenny!«

Er entzieht sich mit einer ruckartigen Bewegung meiner Hand, die gerade noch auf seiner Schulter lag.

»Du bist wütend auf mich. Richtig wütend.«

Seine Augen verdüstern sich noch mehr. Er rennt zur Tür,

öffnet sie, findet im Hausflur den Weg zu den Treppen nicht. Ich bekomme ihn am Arm zu fassen.

»Lenny!«

Am Handgelenk ziehe ich ihn zurück in die Wohnung. Wir kämpfen, ringen wortlos, er ist stärker, als ich es für möglich gehalten habe, und ich gewinne ihn zurück, indem ich mich besiegen lasse. Liegend ergebe ich mich auf dem von der Fußbodenheizung gewärmten Teppich. Er kniet über mir, leicht erhitzt und außer Atem. Das Eis zwischen uns ist gebrochen.

Wenig später plappert er muntere Sprechblasen in die Luft. Sein anfänglicher Unwille, sich auf mich einzulassen, scheint vergessen. Ich serviere selbst gemachten Eistee und klein geschnittenes Obst.

»Das Ding ist, ich würde ja öfter bei dir schlafen, wenn ich hier was mit meinen Freunden machen könnte.«

Er deutet mit einem vielsagenden, zugleich mahnenden und befriedigten Ausdruck auf die Kranlandschaft vor dem Fenster.

»Das ist doch wohl ohne Worte!«

Er sieht nicht so aus, als verstimmte ihn der nicht weiter benannte Missstand, im Gegenteil.

»Es gibt einen Fußballplatz, den habe ich dir gezeigt. Und den Spielplatz mit den Riesenschaukeln. Es gibt ...«

»Aber das ist es nicht, Mama. Man kann schon einmal zu diesem Spielplatz gehen. Aber das Ding ist, wir kennen diese Gegend hier nicht. Also wollen wir nicht hier sein.«

Meinen perplexen Blick, die Machtlosigkeit darin, muss er gesehen haben.

»Ich komme ja trotzdem zu dir. Aber mit meinen Freunden bin ich von hier aus lieber online.«

Er stellt das als vollkommen logische Folge dar.

»Bei Papa darf ich sowieso fast gar nichts.«

Ich fühle mich von seinen Argumenten auf eine Schiene gedrängt, von der ich nur diffus ahne, wohin sie führt.

»Sprich fast nichts Digitales.«

Nach jedem Satz lässt er mir Zeit, die sich herauskristallisierende Auflösung selbst zu erkennen.

»Ich wohne dort viel mehr als hier, dort sind auch meine Freunde. Aber ich bin bei vielen Sachen ausgeschlossen, weil Papa so ein, so ein Boomer ist. Überhaupt keine Ahnung hat der von der heutigen Zeit.«

»Lenny, Ron hat ein Tonstudio. Was er da an Computern stehen hat, das ist mehr als alle ...«

»Das meine ich nicht. Das ist ja seine Arbeit. Ich meine, was man als Kind heutzutage braucht. Was einfach total normal ist.«

»Und was wäre das deiner Meinung nach?«

Er sieht mich an, als überbrächte er mir eine überfällige, aber für mich sicher unerfreuliche Nachricht.

»Eine Playstation oder X-Box.«

Ich habe es kommen sehen.

»Ich so: Habe ich Probleme in der Schule? Nicht mehr als andere. Dazu lese ich Bücher. Freiwillig! Bin ich ein Psycho, oder foltere ich meinen Hamster, oder habe ich sonst überhaupt keine Hobbys, ich meine ...«

Ich spüre den Impuls, ihn in den Arm nehmen, das Einzige, was mich abhält, ist die Angst, ihn zu erdrücken.

»Papa lässt sich aber von gar nichts überzeugen. Er ist so, so ...« Ihm fehlt das Wort.

»Stur.«

Diese Einschätzung teile ich, will Lenny das aber nicht wissen lassen.

»Ja. So unendlich stur.«

An seinen plötzlich dunkleren Haaren an den Schläfen bemerke ich, dass er schwitzt. Wie es scheint, wähnt er seine Sache auf der Erfolgsspur. Er holt noch mal Luft, um nachzulegen.

»Manchmal ist Papa einfach ...« Er rollt mit den Augen, als wäre Ron ein hoffnungsloser Fall, dann schaut er mich an. Vor einer Sekunde hat er noch mit aller Kraft für eine bis vor kurzem undenkbare Anschaffung geworben, nun füllen sich zu seiner eigenen Überraschung, wie es scheint, seine Augen mit Tränen. Selbst am Rand der Auflösung, umschlinge ich ihn mit den Armen.

»Ich hab dich so lieb«, schluchzt er in meine Sweatjacke. Ich kraule seinen Hinterkopf wie einen Hund.

Dass ich Lennys Wunsch erfüllen werde, gegen Rons Willen und ohne mich mit ihm abzusprechen, ist ebenso klar wie bereits zur Nebensache geworden.

»Mama. Endlich.«

Nur alle paar Tage gelingt es mir, meine Mutter ans Telefon zu bekommen. Ihr Handy kann sie während der Krankheitsphasen nicht bedienen, und vom Pflegepersonal steht nicht immer jemand bereit, ihr das Stationstelefon zu bringen.

»Wie geht es dir?«

Ich weiß schon vorher, dass sie diese Frage nicht wird beantworten können.

»Das wissen die auch nicht.«

»Das kannst auch nur du sagen. Was machst du gerade?«

»Ich liege halt im Bett.« Ihre Zunge scheint etwas schwer, sicher von den Medikamenten.

»Kannst du nicht aufstehen?«

»Könnte ich wohl schon.«

»Möchtest aber nicht oder kannst nicht?«

»Die Ärztin hat gesagt ...« Ihr Gedankengang bleibt in der Luft hängen, ich warte darauf, dass sie das lose Ende aufnimmt, vergeblich.

»Was hat die Ärztin gesagt?«

»Ich muss warten, bis einer kommt. Bis einer mit mir aufsteht. Die haben ja nicht immer Zeit.«

»Also, du kannst schon wieder gehen?«

»Was heißt – ein paar Schritte. Aber sie sagen, allein darf ich nicht.«

Sie war letzte Woche gestürzt, hatte sich ein Bein gebrochen und war im selben Krankenhaus operiert worden. Nach einer Woche auf der Chirurgie, oben im zwölften Stock, war sie nun zurück in ihrem Zimmer.

Normalerweise hätte man sie nun in eine Rehaklinik verlegt, wegen ihrer psychischen Erkrankung war daran aber nicht zu denken. Ich musste nun darauf drängen, dass die Physiotherapeuten aus dem zwölften Stock zur Behandlung herunter in den Pavillon kämen. Dort war die gerontopsychiatrische Station untergebracht. Diese Dinge anzustoßen, schien mir ähnlich Standfestigkeit und Stärke zu erfordern, als steuerte man von der Bodenstation aus eine Marssonde.

»Gehst du zum Essen wieder in den Gruppenraum?«

Das Thema schien sie etwas zu beleben, mindestens aber ihren Widerstandsgeist.

»Diese Hemden, die sie einem anziehen, sind ja hinten offen.«

Meine Mutter dort, ich hier, dazu oft genug unterwegs, das geht so nicht mehr weiter. Zu diesem Schluss bin ich schon so oft gekommen, dass ich von dem Gedanken beinahe würgen muss. Mehrere verschiedene Medikamentencocktails sind ausprobiert worden, um ihr aus einer tiefen Depression, begleitet von quälenden Zwangsgedanken, herauszuhelfen. Genützt hat es fast nichts. Erst die krasseste Methode, ein Zyklus von Elektrokrampfbehandlungen, hat die entscheidende Wende gebracht.

»Dann sag der Schwester, dass du dich richtig anziehen möchtest.«

»Auf dem Bein kann ich ja nicht richtig stehen.«

»Mit Hilfe natürlich, Mama.«

»Da stimmt auch was nicht. Ich ...«

Mich überwältigt die Vorstellung, dass sie während unseres Gesprächs allein aufzustehen versucht und dabei ein weiteres Mal stürzt. Ein Pfeifen beginnt in meinem Ohr auf der Seite, an der ich das Telefon halte, und ich kann nicht sagen, ob es aus meinem Kopf herrührt oder von den Geräten und Alarmsystemen im Klinikum Südwest.

Einen Zweiwochenzyklus später sitzen wir beim Essen. Ich weiß, dass Lenny das Gericht eigentlich gern mag. Er stochert jedoch in seiner Schüssel herum, isst kaum und fährt bald nur noch mit dem Löffelstiel die Maserung der Tischplatte nach. Er wirkt gedankenverloren.

»Ich möchte meinen Opa kennenlernen«, sagt er wie bei-läufig.

»Wen?«

»Meinen Opa. Hans. Er heißt doch Hans?«

Lenny wirft mir einen kurzen, prüfenden Blick zu. Er meint meinen Vater. Den habe ich einmal in meinem Leben gesehen, für insgesamt kaum mehr als eine Stunde. Das Treffen liegt fünfundzwanzig Jahre zurück. Es ist um Geld gegangen. Ich überlege, ob Lennys Augenfarbe – ein intensives Blaugrau – eventuell von meinem Vater stammt. Ich erinnere mich nicht an seine Augen, will mich gar nicht daran erinnern.

»Ja, sicher. So heißt er. Hans.«

»Ich möchte ihn anrufen.«

»Den können wir nicht einfach so anrufen.«

»Du hast doch gesagt, er steht im Internet.«

»Ja, schon ...«

»Ich hab ihn gefunden.«

Lenny zeigt mir auf seinem Smartphone einen Telefonbucheintrag, der tatsächlich der richtige ist, der volle Name meines Vaters und seiner jetzigen Frau, ihre Adresse. Lennys Daumen schwebt über »Anruf«. Draußen ertönt das lang gezogene Signal eines dem Klang nach riesigen Schiffes.

»Das geht zu schnell. Du weißt gar nicht, ob er mit uns sprechen will.«

Lenny sieht mich verunsichert an.

»Mir geht das zu schnell. Weißt du, er ist mein Vater und hat mich mein ganzes Leben nicht angerufen.«

Lenny erschlafft in seinem Elan, beobachtet mich weiter.

»Es ist eine gute Idee, Lenny, aber Anrufen kommt zu plötzlich. Nach so langer Zeit.«

Seine Augen verdüstern sich.

»Ich will ihn aber kennenlernen! Bevor er irgendwann stirbt.«

Ich nehme ihn in den Arm und schlage vor, einen Brief zu schreiben. Wenig später liegen wir bäuchlings auf dem Teppich.

»Lieber Hans«, schreibt Lenny in seiner unruhig auf und ab springenden Schrift, »ich heiße Lenny (kommt von Leonard) und bin dein Enkel. Ich bin 10 Jahre alt. Mein Hobby ist Fußball. Ich wohne meistens bei meinem Vater ...«

Die tiefe Schiffshupe ertönt noch einmal, diesmal länger, es klingt, als stieße sie vor einer langen, ins Ungewisse führenden Reise diesen urweltlichen Ruf aus.

Es ist Anfang Mai in Luzern, als meine Kollegin Esther und ich in einem vietnamesischen Restaurant beim Essen sitzen. Ich hantiere mit meinen Essstäbchen, als Lenny anruft.

»Mama!«, ruft er. »Ich hab mit ihm gesprochen! Mit meinem Opa, mit Hans!«

Ein soßengetränktes Mangostück entgleitet meinen Stäbchen und trifft auf den Blazer in Höhe der Brust. Was Lenny gerade gekräht hat, kommt mit einiger Verzögerung bei mir an.

»Er hat mich angerufen! Dich noch nie, oder? Er spricht komisch. Man versteht ihn fast nicht. Ich bin im Bus. Ich war beim Fußball.«

Seine Freude, sein Redefluss sind so süß wie der Geruch seines Schlafanzugs, den ich nach einem Wochenende mit ihm vom Fußboden sammle, um am Abend beim Einschlafen mein Gesicht hineinzugraben.

»Weißt du was, er hat auch Fußball gespielt! Genau wie ich! Und er hat einen Hund. Ich mag Hunde. Ich will ihn bald besuchen.«

Das Mangostück hat einen schleimigen Fleck hinterlassen. Möglicherweise sind meine Augen feucht. Ich blicke, Lenny am Ohr, durch die Scheibe auf den Boulevard hinaus, nehme nichts wahr, nur leises Tastengeklapper: Esther hat zwischen abgeessenen Tellern und Schalen den Laptop aufgestellt. Sie wirkt auf eine so natürliche Art kompetent, ich hingegen habe immer etwas Verbissenes. Mit der Serviette wische ich auf dem Fleck herum und mache alles noch schlimmer.

»Mama! Ich hab dich was gefragt.«

»Was denn?«

»Wann wir ihn besuchen. Meinen Opa.«

»Das weiß ich noch nicht, mein Schatz. Dein Papa hat ja auch schon vieles geplant. Ich muss mit meiner Arbeit schauen. In den Ferien fliegen wir nach New York. Nur du und ich.«

»Ich will lieber zu meinem Opa.«

Lenny und mein Vater, an den ich nur eine undeutliche Erinnerung habe, wirken nach einem kurzen Telefonat schon wie ein eingeschworenes Team.

»Oh nein!«

»Was denn?«

»Ich hab die Haltestelle verpasst.«

»Dann legen wir jetzt besser auf. Du musst aussteigen und auf der anderen Seite ...« Plötzlich klingt es, als würde der gerade noch so glückliche Lenny von den Hintergrundgeräuschen verschlungen, Stimmen, Wind, Motoren. Ich muss dagegen anschlucken, dass ich nicht bei ihm sein, ihn nicht gegen die Verlorenheit beschützen kann.

Die Verbindung bricht ab. Esther zeigt mit der Nase, eine fast unmerkliche Kopfbewegung, Richtung Tür. Im Gegen-

satz zu ihr, die so gesund und sauber aussieht, so ehrlich bereit, sich anzustrengen, fühle ich mich durch rätselhafte Hemmnisse gebremst.

Beim Hinausgehen lege ich heimlich eine kleine Tube Handcreme, die ich in meiner Tasche fand, dem Buddha des Hausaltars zwischen seine Räucherstäbchen und Früchte, etwas Besseres habe ich nicht.

Die Nachmittagssitzung ist zu Ende, ich stehe am Straßenrand im leichten Wind, ich habe ein Uber bestellt. Wann immer es geht, übernachtete ich bei Bekannten oder suche eine Unterkunft von privat. Ich habe mich etwas außerhalb in einem ehemaligen Bauernhaus einquartiert, mit Blick auf einen unbedeutenden See.

Kaum bin ich in meiner Bleibe angelangt, auf Strümpfen die enge Holzterrasse hinaufgestiegen und habe den Türcode eingetippt, als mein Telefon summt und eine mir unbekannt Nummer aus Deutschland anzeigt. Die schwergängige Stimme eines älteren Mannes. Schwäbischer Dialekt. Mein Vater.

»Also. Nina. Das war ja die größte Überraschung. Dass der Lenny mir geschrieben hat. Mit mir gesprochen. Also, das kann ich wirklich kaum fassen.«

Ich spüre die Fugen der Bodendielen an meinen Füßen. Draußen stößt eine Kuh ein lang gezogenes Muhen aus, es klingt wie die Schiffshörner am Kehrwieder. Ich finde nicht gleich Worte, die ausdrücken, was ich empfinde.

Das Überraschendste für mich ist die Tatsache, dass ich gar nicht so überrascht bin. Die mir praktisch unbekannt Stimme meines knapp achtzigjährigen Vaters erscheint mir vertraut. Sie rinnt mir ins Ohr wie Öl, als wäre sie immer

schon da gewesen. Ich lasse mich auf den Flickenteppich sinken. Wieder tönt die Kuh.

»Eins muss ich dir noch sagen. Ich hab es für ganz unmöglich gehalten, Hamburg, und dass der Lenny wirklich mein Enkel ist. Es gibt ja vieles heutzutage, davor wird ja oft gewarnt. Ich bin also zur Polizei. Die werden auch noch anrufen.«

Ich bin so mit Hans' Stimme beschäftigt, ihrer Wirkung auf mich, dass mir der Inhalt des Gesagten fast ganz entgeht. Lennys mit heißem Herzen geschriebener Brief. Die Polizei.

Ich bin ruhig, so ruhig wie seit Jahren nicht mehr, ruhig wie noch nie. Hans' Stimme hat mir Informationen eingespielt, die immer fehlten. Das Wort Informationen scheint zu flach dafür. Etwas wird aufgewirbelt, schlingt sich als Doppelhelix umeinander, setzt sich wieder, neu sortiert. Ist komplett. Und was ich bis dahin nicht für möglich gehalten hätte: Ich sträube mich dagegen nicht, sondern lechze nach mehr.

»Ja, also. Hans. Das ist wirklich eine Überraschung. Es war Lennys Idee. Er wollte das unbedingt.«

Hans erzählt. Tonnenweise weitere Informationen werden hereingetragen und fürs Erste in der Ecke gestapelt. Auspacken, sortieren werde ich später.

Ich erfahre, dass ich einen älteren Halbbruder gehabt habe. Der aber schon gestorben sei. Frau und Kind hinterlassen habe. Die Frau sei es gewesen. Wegen der habe der Andi – der Satz wird nicht beendet.

Ich horche und horche. Stelle keine Fragen. Ich höre nur die Stimme meines Vaters. Nehme alles, was er sagt, unterschiedslos an und stelle es zu den anderen Dingen, die er zuvor gesagt hat.

Zu dem Enkelkind in seiner Nähe gebe es keinen Kontakt. Wegen der Frau.

Meine Augen folgen dem Pendel der Quarzuhr, die an der Wand hängt, wie zwei synchrone Katzen. Das große Endlich und Richtig steht über allem, egal, was er sagt. Stauend spüre ich seinen Worten nach, die sind gut, die sind nicht zu spät, kommen nicht vom Falschen.

»Also, Nina«, sagt Hans in einem erhobenen Ton, als wäre er soeben aufgestanden, um zu gehen, »jetzt hoffe ich eins. Dass wir nicht nur dieses eine Mal gesprochen haben. Das tät ich mir wirklich sehr wünschen.«

»Ich mir auch.«

»Der Lenny ist ja erstaunlich.«

»Ja, das ist er.«

»Und er ist gerade nicht bei dir?«

»Bei seinem Vater.«

»So. Na, die Hauptsache ist, dass ihr vernünftig miteinander umgeht.«

»Ja.«

Sein Ton wirkt genau so, wie ich ihn in dem Moment brauche: Eine feste, tiefe Stimme, die über dem Tagesgeschehen steht. Ich höre schon Sidonie spotten.

Ich beobachte meine bestrumpften Zehen bei ihrer Lockerungsgymnastik, auf einem Webteppich sitzend, und sehe zu, wie sich in meinem Inneren Risse schließen. Etwas in mir ist ganz geworden.

Er kann buchstäblich erzählen, was er will. Sein Stimmen-Balsam wirkt trotzdem. Zum zweiten Mal scheint er Anstalten zu machen, das Gespräch zu beenden.

»Nina, so viel hab ich schon lang nicht mehr gesprochen. Also. Bleibt gesund. Adé.«

Noch lange spüre ich ein Nachrauschen in meinen Ohren. Von draußen tönt wieder das falsche Schiffshorn. Meine Wangen bleiben heiß, auch als ich mich umgezogen, einige Zeit am Fenster gestanden und in den ländlichen Abend gehorcht habe, an dem erwartungsgemäß nicht viel geschieht.

Nach einer Dusche gehe ich ins Bett, wo ich, ohne zu lesen oder etwas anderes zu tun, unter dem Deckbett liege. Ich spüre das Rauschen, das zirkulierende Blut, und sehe mich gleichzeitig selbst aus einer weit entfernten Perspektive dort liegen, das Bett unter dem Dach unter dem weiten Himmel.

Am nächsten Nachmittag, als Esther und ich unsere Koffer über die spiegelblanken Gänge im Züricher Flughafen ziehen, kommt es zum ersten Niederschlag des Geschehens im Small Talk.

»Ich bin nur kurz in Hamburg«, sagt sie, ich bemerke ihr praktisch unsichtbares Make-up und ihren Hosenanzug aus weich fallendem Stoff. Mir gefällt, wie sie geht, ein positives Federn.

»Morgen fahre ich weiter zu meinen Eltern. Mein Vater wird sechzig.«

»So jung«, bemerke ich und kann auf die Gegenfrage, wie alt mein Vater sei, prompt antworten – ohne die übliche Anmerkung, dass ich das alles nicht weiß, meinen Vater nicht kenne, etcetera. In unserem Telefonat ist von seinem achtzigsten Geburtstag im nächsten Jahr die Rede gewesen.

»Er lebt im Südwesten mit seiner zweiten Frau.«

Meine Mutter habe ich dabei nicht mitgezählt. Sie war ja wohl eher eine Episode.

»Hat dein Sohn ein gutes Verhältnis zu ihm?«